

*Rena Wandel-Hoefler*

## **Prüfet alles, das Gute behaltet \***

Zum neuen Jüdischen Zentrum Jakobsplatz, München

Ich werde zu Ihnen nicht über Architekturtheorie sprechen oder mich zum Anspruch versteigen, Architektur und existentielle Fragen zu verknüpfen. Dennoch ist mein Vortrag ohne meinen beruflichen Hintergrund nicht denkbar. Als Architektin darf ich mithelfen, fast 70 Jahre nach der Zerstörung der Münchner Synagoge, im Herzen Münchens ein neues jüdisches Zentrum zu errichten. Diese Aufgabe berührt über geschichtliche Verantwortung hinaus auch persönliche Glaubensfragen im Dialog zwischen Christen und Juden - Fragen, denen ich mich stellen möchte unter dem Paulus-Wort:

Prüfet alles, das Gute behaltet:

Diese Aufforderung steht am Ende des ersten Briefes des Paulus an die Gemeinde in Thessalonich, in dem Erinnerungen an heftige Auseinandersetzungen mit Juden anklingen. Und doch tritt in diesem Brief das werbende, drängend belehrende und häufig mit heftigen Worten um Klärungen ringende Sendungsbewußtsein des Heiden-Missionars Paulus ganz zurück - in der Begegnung zwischen gemeinsam Gott suchenden und im Glauben findenden Menschen. Dieser Brief ist durchdrungen von Dankbarkeit, Demut und Vertrauen. Dankbarkeit gegenüber der Gemeinde, die ihn als vertriebenen Fremdling, ohne imponierenden Machterweis seiner apostolischen Sendung aufgenommen hatte, Dankbarkeit gegenüber Gott, der gerade in der Schwäche des Paulus die Menschen erreichte. Demut gegenüber Heiden, die im Leben mit einem, der unter ihnen mühsam um seine Existenz kämpfte, Gottes Botschaft erkannten und sich ihr öffneten - Demut gegenüber Gott, dessen Wege mit den Menschen ganz allein die seinen sind.

Der Brief schließt in der Haltung des Vertrauens, eines Vertrauens, das dem Menschen die Verpflichtung auferlegt, nach Erkenntnis zu suchen,

---

\* Text des Festvortrags zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in München am 6. März 2005.

und das ihn im Dialog der Suchenden gehalten weiß in Gottes Führung zum Guten.

Prüfet alles, das Gute behaltet

Dass dieses Paulus-Wort in den Mittelpunkt des jüdisch-christlichen Dialoges gestellt werden kann, ist Ergebnis radikal geänderter Auslegung paulinischer Schriften nach einem mühsamen Prozess schmerzhafter Selbstprüfung der christlichen Kirchen. In anderen Briefen des Paulus ringen Vermächtnis für die Selbstverfassung der christlichen Kirchen und jüdischer Glaubenshintergrund miteinander. Aus diesem Ringen maßte sich die menschliche Hybris vieler Nachfolger bis in die jüngste Vergangenheit die Herleitung eigener Überlegenheit und die Begründung antisemitischer Urteile an.

Äußerungen des Paulus, aus deren verzerrender Aneignung große Schuld gegenüber dem Judentum entstanden ist, sind häufig in bedrängter Lage geschrieben worden, in Situationen, in denen Paulus in gespanntem Zwist seine Berufung und seine persönliche Autorität gegen unbekannte Gegner verteidigen musste. In ihnen treten harsche Abgrenzung, Ermahnung und wortgewaltige Rechtfertigung an die Seite gepredigter Gotteserfahrung und Nächstenliebe.

Die Heftigkeiten des Paulus, der die Kernbotschaft von der voraussetzungslosen Liebe Gottes in ihrer Einzigartigkeit darstellen will, versteigen sich zum Beispiel im 2. Brief an die Korinther zur schroffen Entgegensetzung von jüdischer Thora-Auslegung und christlicher Botschaft, geradezu zu einem Dualismus von Gesetz und Glaubensfreiheit, der schließlich zum Auseinandergehen von Kirche und Synagoge führte und über Jahrtausende die christlich-jüdischen Beziehungen vergiftete.

Hier schrieb Paulus an Menschen, bei denen er keine Kenntnis der Thora und der heiligen Schriften des Judentums voraussetzen konnte. In ihre hellenistische Gedankenwelt musste er seine Botschaft Christi übersetzen und sie gleichzeitig gegen Fehldeutungen abgrenzen. Diese Positionsbestimmung geschah oft mit Schärfe und war mit der rabbinischen Weisheit eines demütigen „Sowohl / als auch“ - ohne die Offenheit des Thessalonicher-Briefes, ohne das Vertrauen in die Erkenntnisfähigkeit der Gemeindemitglieder aus praktiziertem Glauben - nicht zu verbinden.

Der Sprachverlust zwischen Kirche und Judentum beginnt nicht in der Frage der Messianität Jesu. Er beginnt hier im grundlegenden Verständnis menschlicher Möglichkeiten, das Wort Gottes auszu-legen. Wie Paulus in den Kapiteln 9-11 des Römerbriefes einschärft, entscheidet sich daran, ob Juden und Christen ganz allein auf Gottes Handeln vertrauen und ob daraus eine gemeinsame Sprache der Hoffnung entstehen kann. Die Kirche, hellenistisch geprägt, hat in der Vergangenheit die Gewissheit dogmatischer Deutungsmöglichkeit vertreten und für sich beansprucht, daraus konnte sich eine gefährliche Besserwisserei über die Auslegung der heiligen Schriften, gerade auch der jüdischen Schriften, ergeben. Die rabbinische Lehrdialogik verbindet dagegen die leidenschaftliche Suche nach der richtigen Auslegung der Schrift mit der demütigen Erkenntnis der Unerfüllbarkeit dieser Pflicht:

Martin Buber hat dazu gesagt:

„Es geht darum, zu erkennen ..., dass die Menschen und die Menschengeschlechter dazu neigen, Gott misszuverstehen. Der Mensch ist so geschaffen, dass er verstehen kann, aber nicht verstehen muss, was Gott zu ihm sagt. Gott gibt den erschaffenen Menschen den Nöten und Ängsten nicht preis. Er leiht ihm den Beistand seines Wortes ( ....) Er spricht sein Wort ihm zu. Der Mensch aber horcht nicht getreuen Ohrs auf das ihm Zugesprochene, er vermengt schon im Hören Himmelsgebot und Erdensatzung miteinander (...) Von diesem Tatbestand sind auch die heiligen Schriften nicht ausgenommen, auch die Bibel ist es nicht. ... Es geht darum, dass in dem Werk der Kehlen und der Griffel, aus dem der Text der Bibel entstanden ist, sich wieder und wieder Missverstehen ans Verstehen heftete, Hergestelltes mit Empfangenem verquickte. Wir haben kein objektives Kriterium für die Scheidung: wir haben einzig den Glauben - wenn wir ihn haben.“

Prüfet alles, das Gute behaltet:

In diesen Worten begegnen sich in ihrer Kernaussage die urchristliche Reflexion des Paulus und die zeitgenössische Bubers: die Glaubensgewissheit um die Existenz des Guten, das bei Gott und in seinem Wort ist, wird der Aufgabe der menschlichen Prüfung und Suche nach Erkenntnis in ihrer Unzulänglichkeit gegenübergestellt. Vielleicht hat

deshalb Pinchas Lapide gerade dieses Paulus-Wort mit der Aufgabe des christlich-jüdischen Dialoges verbunden:

„Heute nach 2000jährigen Irrwegen und Holzwegen in den christlich-jüdischen Beziehungen stünde es seinen Nachfolgern und Epigonen in den Kirchen gut an, ein wichtiges Paulus-Wort zu Herzen zu nehmen: „Prüfet alles, und das Gute behaltet“ Ohne jedweden Synkretismus gilt es, in unserer glaubensarmen Gesellschaft nicht immer wieder alte Glaubensfehden in Schaukämpfen vorzuexerzieren, sondern sich endlich auf die biblischen Gemeinsamkeiten zu besinnen.“

Nicht die bittere Polemik, die sich in den Briefen des Paulus auch findet, sondern das Vermächtnis des Paulus in Römer 9-11, sein Ringen um Gottes Wort zwischen der frohen Botschaft der Thora, die im Bundesversprechen Gottes gegenüber Israel gegeben ist, und der „Frohen Botschaft“ von Christi Erlösungswerk ist heute offiziell Richtschnur für den Umgang der christlichen Kirchen mit Jesu Brüdern und Schwestern.

Erst nach ihrem Versagen angesichts des Holocaust hat die christliche Kirche mühsam begonnen, sich mit den Wurzeln des Antisemitismus in ihrer eigenen Lehre auseinanderzusetzen.

Ihre Schuld und Mitverantwortung hatte lange Zeit und für viele die Türen zugeschlagen zum Verständnis dieser tragischen Entwicklung. Dass diese Türen im Dialog mit dem Judentum wieder behutsam geöffnet wurden, ist wesentlich jüdischen Theologen wie Baeck, Buber, Ben Chorin und Lapide zu verdanken, die gegen voreingenommene Unkenntnis über ihre Religion immer wieder aufgeklärt und gegen anmaßende Gewissheit christlicher Überlegenheit die Chancen des Dialogs vor Augen geführt haben.

Dieser Dialog schließt neben dem Verzicht auf Synkretismen, wie ihn Lapide gefordert hat, den Verzicht auf jedweden Missionierungsanspruch ein.

Im Geiste eines Buber-Wortes:

„... wo Christen zur reinen Lehre Jesu heimverlangen, spinnt sich nicht selten ... ein unbewusstes Gespräch mit dem echten Judentum an“ begann dieser Dialog zwischen Christen und Juden, der nie völlig verstummt war, jedoch bestenfalls ein stiefmütterliches Dasein fristete,

weitgehend außerhalb der theologischen Fakultäten und Kirchenleitungen. Nach einem quälend langsamen Prozess, behindert durch die Dauer und Festigkeit kirchlicher und theologischer Traditionen, wurden in den letzten 20 Jahren endlich in Synodalbeschlüssen und Konzilserklärungen die Mindestvoraussetzungen für einen brüderlichen Dialog kirchenrechtlich verankert - das Bekennen der bleibenden Erwählung Israels und der unlösbaren Verbindung zwischen christlicher und jüdischer Hoffnung.

Im Bemühen, dogmatische Überformungen und Verkrustungen abzutragen, haben die christlichen Kirchen die Rückkehr zur hebräischen Sprache als der gemeinsamen Sprache von Thora und urchristlicher Überlieferung gesucht. Die Predigten Jesu wurden aus dem Zusammenhang jüdischer Lehre und Frömmigkeitspraxis neu verstanden.

Martin Luther hatte sein eigenes Übersetzungswerk relativiert mit den Worten: „Die ebräische Sprach ist schlicht und wenig von Worten, aber da viel hinter ist; als das es ihr keine nachtun kann ... wenn ich jünger wäre, so wollt ich diese Sprache lernen, denn ohne sie kann man die Schrift nimmer mehr recht verstehen.“

Dennoch hat es fast 500 Jahre gedauert, bis jüdische und christliche Hebräisten gemeinsam begonnen haben, die hebräischen und aramäischen Fassungen der christlichen Überlieferungen herauszuschälen und ihre Bedeutung für Juden und Christen neu zu entdecken.

Zum historischen Jesus-Bild gehört heute das Verständnis seiner Lehrgespräche aus der rabbinischen Dialogik, aus dem Ringen um die gottgefälligste Deutung der Heiligen Schrift im Zwiegespräch.

Jesu Bekenntnis zur ewigen, unveränderlichen Gültigkeit der Thora in der Bergpredigt wird nicht mehr zwanghaft mit der Karikatur eines werkfrommen jüdischen Gesetzesverständnisses kontrastiert.

Und Jesu Bekenntnis „Höre Israel, der Herr ist Dein Gott“ als neben „Liebe Deinen Nächsten wie dich Selbst“ wichtigstem Gebot Gottes wird nicht mehr dem Volk Israel entzogen und auf die Christliche Kirche hin gedeutet.

Damit ist die Grundlage gelegt für eine Befreiung aus christlicher Selbstgerechtigkeit und für einen Dialog, in dem Christen und Juden sich in ihrem Glauben begegnen. Im Ringen um das zu bewahrende Gute sind sich christliche Kirche und Judentum damit theologisch – theoretisch wieder so nahe gekommen wie vielleicht zu Zeiten der Urkirche.

Ich habe aber persönliche Zweifel, ob die offiziellen Erklärungen kirchlicher Lehre zum Verhältnis von Judentum und Christentum in der Praxis der christlichen Gemeinden, im Leben der Christen und in der christlich verfassten Gesellschaft angekommen sind und gar bereits Wurzeln geschlagen haben.

Bei meiner Arbeit für die Israelitische Kultusgemeinde, im Dialog mit am Bau des Jüdischen Zentrums Interessierten begegnen mir neben offenem und öffentlich bekundetem Interesse und Engagement immer wieder unterschwellige Vorbehalte und Antisemitismen auch bei bewusst wohlmeinenden Gesprächspartnern.

Und diese zum Teil nur zwischen den Zeilen gespürten Spannungen lassen mich nach Ursachen fragen. Die Aufforderung zur Prüfung muss auch die kritische Selbstprüfung mit einschließen, will ich die Reflexionen über das Paulus-Wort nicht im akademischen Theorie-raum belassen.

Ich gehöre zu einer Generation evangelischer Christen, deren christliche Sozialisation geprägt war durch einen Religionsunterricht, dem kirchliche Kritiker bescheinigten, immer noch „eine der wichtigsten Wurzeln antijüdischer Vorurteile“ - und das 25 Jahre nach dem Holocaust zu sein.

Durch Impulse und Denkmodelle aus dem christlich-jüdischen Dialog wurden endlich ab Mitte der siebziger Jahre Unterrichtsmittel überarbeitet, Darstellungen des Judentums und seiner Vielfalt einbezogen und Grundlagen für Fragen nach dem Verhältnis von Christen und Juden geschaffen. Für die Generation der heute Über-40-Jährigen kamen diese Änderungen aber zu spät und die jüngere Generation erreichen sie mit schwindendem Einfluss der religiösen Erziehung nur noch teilweise.

In den glättenden Erklärungen der christlichen Kirchen, die stolz sind auf ihre Fähigkeit, nach 2000 Jahren ihr Verhältnis zum Judentum neu definiert zu haben, kommt das Vakuum, das die Änderung der kirchlichen Lehrmeinungen über das Judentum bei den Laien erzeugt, nicht vor und es wird wohl auch nicht in der christlichen theologischen Ausbildung gefüllt. Vielleicht kann dieses Defizit Theologen, die das Glück haben, mitten im Dialog zu stehen, auch nicht bewusst werden. Die Leerstelle, die das Fehlen dieses Dialoges an der Basis hinterlässt, wird schamhaft verdrängt von einer Generation, der die Exkulpation der „späten Geburt“ nicht weiterhilft im Umgang mit der deutschen Geschichte und mit jüdischen Mitbürgern. So steht der Betroffenheits - Rhetorik offiziellen Gedenkens und der reflexartigen Abwehr antisemitischer Äußerungen auf der öffentlichen Bühne eine unausgesprochene private Beklemmung gegenüber. Tief liegende Unwahrhaftigkeiten in der eigenen christlichen Erziehung werden verdrängt, - in einer zunehmend Glaubens-fernen Gesellschaft ist es leicht, sie einer Revision zu entziehen -, und so wird ein Konflikt, der seine religiösen Wurzeln verleugnet, auf die Felder der Soziologie und Politik verschoben und dort nicht gelöst.

Ich bin überzeugt, dass nur ein intensiver jüdisch-christlicher Dialog, der der Zukunft zugewandt ist, diese Unsicherheiten auflösen kann, - ein Dialog, der nicht theologische Arbeit, sondern bereicherndes Geschenk für alle ist, die sich ihm öffnen in der Haltung des Vertrauens, das auch Paulus in die Gemeinde in Thessalonich und in Gottes Führung zum Guten setzte.

Ich schließe mit Martin Buber: „Man kann „glauben, dass Gott ist“ und in seinem Rücken leben, wer ihm vertraut, lebt in seinem Angesicht. Vertrauen kann überhaupt nur in der vollen Aktualität der „vita humana“ bestehen. Es gibt natürlich verschiedene Grade davon, aber keinen, der zu seiner Wirklichkeit nur des Raumes der Seele und nicht vielmehr des ganzen Raumes des Menschlebens bedürfte. Vertrauen ist seinem Wesen nach Bewährung des Vertrauens in der Fülle des Lebens dem in dessen Gange erfahrenen Weltlauf zum Trotz.“

In diesem Geist möge das Jüdische Zentrum am St.-Jakobs-Platz für die jüdische Gemeinde und für die jüdisch-christliche Zusammenarbeit ein sichtbares Zeichen sich bewährenden Vertrauens werden, in der Bewahrung der Erinnerung, in der Fülle des Lebens und als ein Versprechen für die Zukunft.